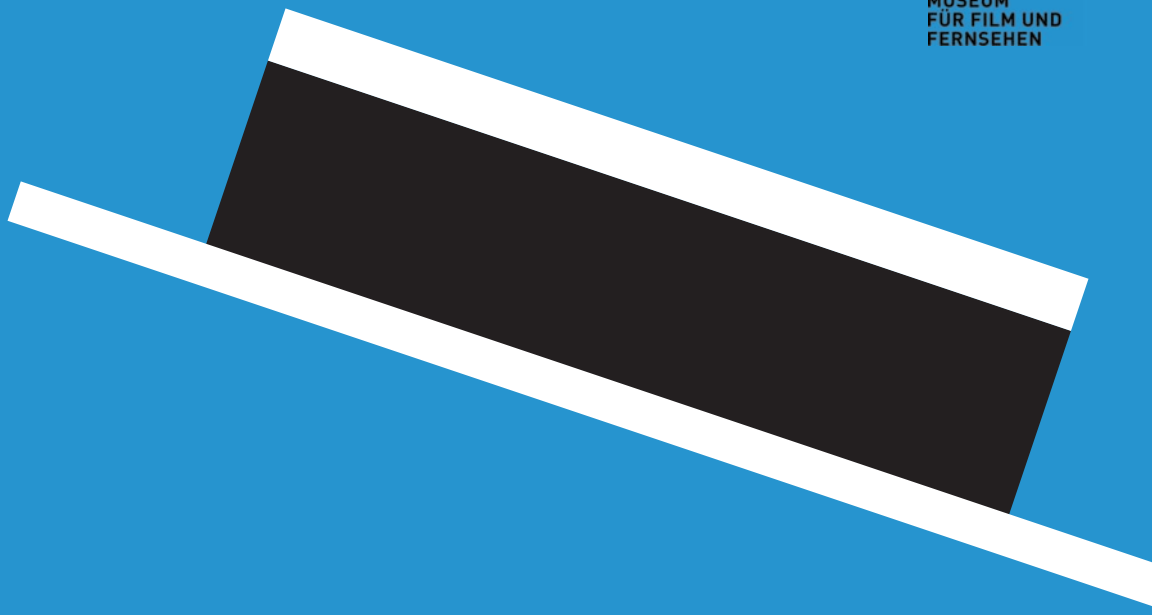
EINSTEIN FORUM

DEUTSCHE KINEMATHEK
MUSEUM FÜR FILM UND FERNSEHEN



ZUM LACHEN!

Dokumentation des Symposiums der Deutschen Kinemathek – Museum für Film und Fernsehen in Zusammenarbeit mit dem Einstein Forum, Potsdam am 24. April 2009
Eine Begleitveranstaltung zur Ausstellung LORIOT. Die Hommage, November 2008 bis April 2009

ZUM LACHEN!

Dokumentation des Symposiums der Deutschen Kinemathek – Museum für Film und Fernsehen in Zusammenarbeit mit dem Einstein Forum, Potsdam am 24. April 2009

Herausgegeben von
Peter Paul Kubitz & Gerlinde Waz
(Stiftung Deutsche Kinemathek)
Rüdiger Zill (Einstein Forum)

Dokumentation fernsehen.symposium 3

Schnellschüsse lagen ihm nicht, schnelles Ziehen seiner Waffe allerdings sehr wohl. So traf er ein halbes Jahrhundert lang mit seinem Witz, seinem Esprit und seinem Humor ganz direkt und scheinbar mühelos ins Schwarze deutscher Befindlichkeiten wie kein Zweiter. Vicco v. Bülow alias Loriot (hier in der Rolle als Westernheld, in: CARTOON 18, SDR 1972).

Das Museum für Film und Fernsehen widmete ihm 2008/2009 zum 85. Geburtstag in Berlin eine umfassende Werkschau. Zu dieser Ausstellung und ihm zu Ehren veranstaltete die Deutsche Kinemathek auch das Symposium »Zum Lachen!«, eine interdisziplinäre Auseinandersetzung zu der Frage, was wen wie wann wo und warum zum Lachen bringt – oder eben auch nicht.

Die vorliegende Publikation dokumentiert die wichtigsten Beiträge dieser Tagung, die als Kooperation zwischen dem Einstein Forum (Dr. Rüdiger Zill) und der Stiftung Deutsche Kinemathek – Museum für Film und Fernsehen (Gerlinde Waz, Peter Paul Kubitz) zustande kam: eine kleine Exkursion in die Kulturgeschichte des Lachens, die wir den Leserinnen und Lesern auch als ergänzende Lektüre zu »Loriot – Ach was!«, dem Bergleitbuch zur Ausstellung, wärmstens empfehlen.

Peter Paul Kubitz Gerlinde Waz Rüdiger Zill

Impressum
Die Dokumentation erscheint anlässlich des Symposiums ZUM LACHEN!, einer Begleitveranstaltung zur Ausstellung LORIOT. DIE HOMMAGE. Zum 85. Geburtstag. Eine Sonderausstellung der Deutschen Kinemathek – Museum für Film und Fernsehen 6. November 2008 – 29. März 2009
24. April – 23. August 2009 Museum für Kunst und Gewerbe, Hamburg
18. September 2009 – 28. Februar 2010 Haus der Geschichte, Bonn

Dokumentation: Herausgegeben von Peter Paul Kubitz, Gerlinde Waz und Rüdiger Zill

Deutsche Kinemathek – Museum für Film und Fernsehen
Dr. Rainer Rother

Redaktion: Maurice Lahde
Bild- und Fotorecherche: Julia Dellith, Antje Materna
Grafisches Konzept, Gestaltung und Produktion: Felder KölnBerlin
Übersetzung (Text Carey Harrisson): Christiana Goldmann

Dank an: Julia Dellith, Christa Donner, Felix Engelkamp, Sandra Hollmann, Katrin Kahlefeld, Peter Latta, Antje Materna, Julia Pattis, Jean Pichard, Werner Stephan, Veronika Weidauer, Heidi Berit Zapke

DEUTSCHE KINEMATHEK MUSEUM FÜR FILM UND FERNSEHEN

© 2009 Stiftung Deutsche Kinemathek
www.deutsche-kinemathek.de
Printed in Germany

Partner:
VEOLIA WASSER

Unterstützt von ARD: BR, MDR, NDR, WDR, RBB und ZDF

ISBN-Nr. 978-3-9812601-2-0

INHALT!

EINLEITUNG 6
Rüdiger Zill

DAS KICHERN IM GEBÜSCH. VON DER GEBURT DES HUMORS AUS DEM ZWERCHFELL DES TRICKSTERS 16
Marleen Stoessel

LACHEN UND AUSLACHEN 21
Willibald Ruch

WAS SIE SCHON IMMER ÜBER LACHENDE FRAUEN WISSEN WOLLTEN 35
Barbara Merziger

ES MUSS NICHT IMMER KOMISCH SEIN. ZWÖLF FORMEN DES LACHENS IM KINO 43
Julian Hanich

WORÜBER LACHT EIN PROPHET? WITZ UND HUMOR IM ISLAM 48
Harald-Alexander Korp

»... DES ERNSTES LEBENS ...«. ANMERKUNGEN ZU LORIOT 60
Stefan Lukschy

HUMOR MARKIERT MILIEUS. ÜBER DIE INKORPORIERENDE FUNKTION DES GELÄCHTERS 69
Barbara Sichtermann

KRITISCHE KULTUR. HUMOR IM AMERIKANISCHEN FERNSEHEN 76
Carey Harrison

AUTOREN 84

LITERATURLISTE UND FOTONACHWEIS 87

EINLEITUNG RÜDIGER ZILL

Ein Witz, den man erklären muss, hat nicht funktioniert, jedenfalls bei dem nicht, dem man ihn erklären muss. Nichts ist schlimmer, als in einer Runde zu sitzen, die sich vor Vergnügen nicht zu beruhigen weiß, und selbst die Pointe nicht begriffen zu haben. Ist man sich über seinen Status in dieser Gruppe nicht ganz sicher, wird man vorsichtshalber mitlachen. Mitlachen ist weit entfernt vom Mitdenken, aber sehr nahe am Mitlaufen. Nur wen es nicht kümmert, für begriffsstutzig gehalten zu werden, der lässt sich einen Witz erklären. Der Spaß ist dann aber ein für allemal verdorben. Man kann den erklärten Witz nachträglich bewundern, kann vielleicht milde lächeln, aber nicht mehr herzhaft lachen. Witze – ganz wie Metaphern – versteht man unmittelbar oder gar nicht. Man versteht sie, ohne sie vollends erklären zu können. Für Witze ist also das Überraschungsmoment ausschlaggebend, jedenfalls beim Zuhörer. Witzeerzähler erfreuen sich hingegen oft gerade an ihren Klassikern. Immer wieder erzählte Witze ähneln altem Käse: Für manche sind sie so erst richtig gut, für die meisten fangen sie aber an zu stinken.

Tagungen über Humor oder über das Lachen sind ein bisschen so wie das Erklären eines Witzes, nur das den ganzen Tag. Zum Glück hat das deutsche Wort »Witz« im Ursprung eine andere Bedeutung, nämlich »Wissen, Klugheit«. Im 17. Jahrhundert hat man dann auch das französische *esprit*, zu dem wir inzwischen »Geist« sagen würden, unter dem Einfluss des englischen *wit* mit »Witz« übersetzt. Und so bürgerte sich das Wort für die Gabe geistreichen Formulierens ein. Man hört es noch in »gewitzt«, es meint scharfsinnig, so scharf im Sinn wie ein gewetztes Messer. Die Konnotation mit Scherz und Heiterkeit ist hingegen eine Spätfolge, die erst im 19. Jahrhundert auftritt. »Witz ist eine Explosion von gebundenem Geist«, schrieb Friedrich Schlegel und entfaltete in seinem Satz gleich auch, was er definieren wollte.[1] Wir hoffen, dass diese Dokumentation in diesem Sinne Witz haben mag.

Cool und heiter

Dieser Band dokumentiert die Beiträge eines Symposiums, das die Deutsche Kinemathek – Museum für Film und Fernsehen und das Einstein Forum zusammen veranstaltet haben. Es knüpft an eine vorangegangene Kooperation der beiden Häuser an. Im Dezember 2007 ging es – ebenfalls im Rahmen der Reihe *Passions in Cultures* – um *Apatheia – Besonnenheit – Coolness. Das ABC der reduzierten Gefühle.* Von der Coolness zum Lachen, das scheint ein Stimmungswechsel zu sein wie zwischen der frostigen Finsternis einer Winternacht und der heiteren Wärme eines Frühlingstages.

Coolness und Lachen, das geht gar nicht zusammen. Wer cool sein will, verziehe besser keine Miene und verstecke die Augen sicherheitshalber hinter einer Sonnenbrille. Allenfalls das sardonische Lächeln von Jack Nicholson, wenn er in THE SHINING (GB 1980; Regie: Stanley Kubrick) seine Frau und seinen Sohn mit dem Ausruf »Honey, it's me!« in Furcht und Schrecken versetzt, kommt dem nahe.

Doch wie wir wissen, liegen sich manchmal gerade die Gegensätze näher, als man denkt. Denn es führt doch ein Weg von der Coolness zum Lachen, und auf der Hälfte der Strecke begegnen wir zunächst der Heiterkeit. Heiterkeit kommt in zwei Verpackungen. Die eine ist sehr nahe am Lachen: Etwas, das Heiterkeit erregt, ist zum Lachen. Oder in der Negativform: Das kann ja heiter werden. Die andere ist durch Literatur und Philosophie nobilitiert. Heiterkeit ist eine Form der Gelassenheit, das olympische Gefühl eines Goethe zum Beispiel. Hier wird nicht gelacht, hier wird allenfalls selig gelächelt.

Heiter sind die Götter: Deswegen projizieren wir ihre Stimmung an ihren Wohnort. Wenn das Wetter heiter ist, hat Zeus seinen Himmel nicht mit Wolkendunst bedeckt. Von dort strahlt es zurück auf unser Gemüt. Ist der Himmel heiter, so findet sich kein Wölkchen an ihm, die Luft ist lau und regt sich nicht. Heiterkeit kennt keinen Sturm und keine Leidenschaft. Heiter sind Götter – und Philosophen: Die *tranquillitas animi*, die Gemütsruhe, kennt keine herzhaften Lacher. Der stoische Weise, für den es zur obersten Bestimmung seiner Philoso-

phie gehört, sie müsse uns sterben lehren, ist eigentlich ziemlich cool. »[…] frei aber von Erregung ist ein Mann, wenn er, entzogen allen Irrungen, Herr seiner selbst, von tiefer Ruhe und friedlicher«, heißt es bei Seneca. »Daher ist er so aufrecht und heiter [*laetusque*], daher von beständiger Heiterkeit [*gaudio*] erhoben.«[2] Er hat die Gelassenheit der Seele erreicht, die der Coole zu haben vorgibt. Der heiter Gelassene braucht keine Sonnenbrille, weil sein Auge auch im grellsten Licht nicht flackert.
Friedrich Schiller hat es in seinem Gedicht *Das Ideal und das Leben* auf den Punkt gebracht:

Aber in den heitern Regionen
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Träne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr.
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer,
Auf der Donnerwolke duftgem Tau,
Schimmert durch der Wehmut düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.[3]

Heitere Coolness, klirrend wie der frische Schnee an einem Wintermorgen. Daher mutet der vollkommene Weise immer auch ein bisschen unnahbar und mitleidlos an.

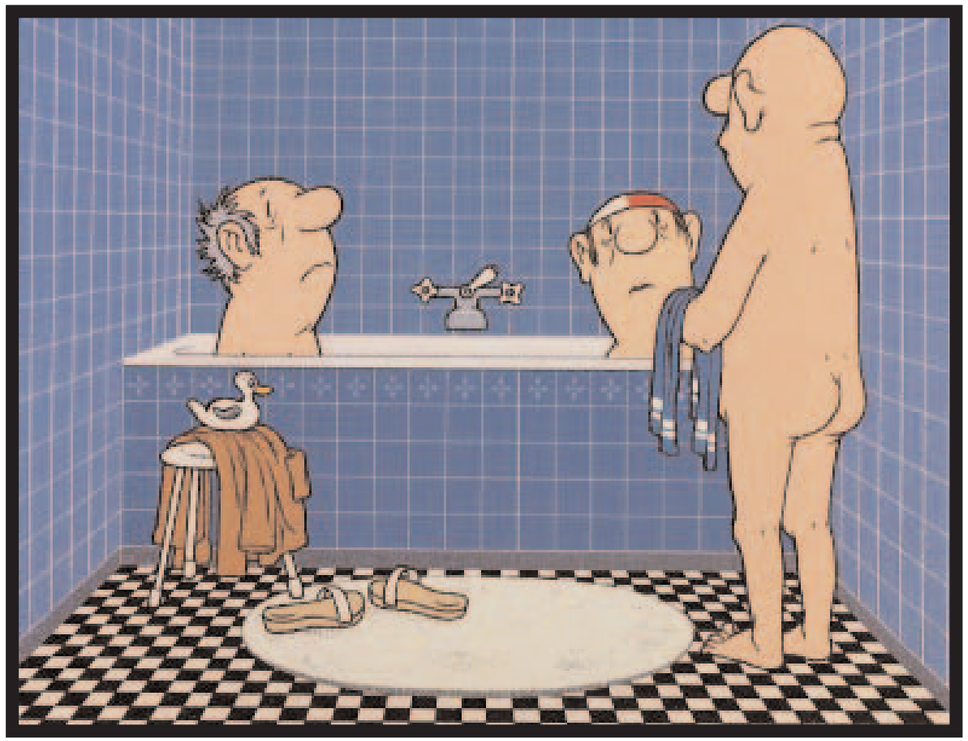
Gemütlich und jovial

Wo Heiterkeit herrscht, da ist kein Aufruhr, keine Revolution, da schweigt die Leidenschaft, regiert Gemüt, und dann ist allerdings Schluss mit Coolness, dann beginnt die Figur zu kippen. Vom Gemüt ist – wir hören es am Wort – der Weg nicht weit zur Gemütlichkeit. Da liegt die Assoziation von Betulichkeit und gepflegter Plauderei nahe; wenn hier gescherzt wird, wird weniger gelacht oder gelächelt als vielmehr geschmunzelt. Es lebe die gute Umgangsform.
»Vor allen Dingen vergesse man nie«, schreibt 1788 der Freiherr Knigge – und da steht im Nachbarland die Revolution schon vor der Tür –, »daß die Leute unterhalten, amüsiert sein wollen; daß selbst der unterrichtendste Umgang ihnen in der Länge ermüdend vorkommt, wenn er nicht zuweilen durch Witz und gute Laune gewürzt wird. […] Zeige, so viel du kannst, eine immer gleiche, heitere Stirn.«[4]
Die gute Laune zeigt uns ein fröhliches Gesicht, tendiert auch schon mal zur Jovialität, da lässt uns die Heiterkeit schaudern und bekommt etwas ungemein Angestrengtes. Das Wort »jovial« kommt von Jove, also Jupiter – Zeus, doch inzwischen hat es einen ziemlichen sozialen Absturz erfahren, heute assoziieren wir weniger etwas Göttliches damit als vielmehr etwas Plebejisches. Jove ist vom Olymp herabgestiegen.

Harald Weinrich erwähnt in seiner *Kleinen Literaturgeschichte der Heiterkeit* ein Erlebnis, das Johann Gottfried Seume in seiner Reisebeschreibung *Spaziergang nach Syrakus* erzählt. Seume kommt 1802 nach Rom und besucht dort den Kardinal Borgia. Man findet sich sympathisch, ist guter Dinge, plaudert miteinander. Seume: »Ein Wort gab das andere, ich musste ihm einiges von meiner Kriegswanderung nach Amerika erzählen und von meinem Wesen in Polen, und der alte Herr fiel mir mit vieler Gutmütigkeit um den Hals, und faßte mich im Ausbruch der Jovialität nicht allein beim Kopf, sondern sogar bei den Ohren. Ein alter militärischer General seiner Heiligkeit stand dabei, und es wurde ein herzliches Trio gelacht, in das ich so bescheiden als möglich einstimmte.«[5]
Weinrich kommentiert diese Passage: »Hier, bei der römischen Männer-Jovialität, ist bereits die Grenze der ›klassischen‹ Heiterkeit erreicht. Daraus wird dann in der weiteren Entwicklung der Geselligkeitsformen über viele Stufen der Verkleinerung am Ende jene Operettenseligkeit und Showmaster-Spaßigkeit, die heute von den U-Abteilungen der Medien gelegentlich noch als Heiterkeit ausgegeben wird, uns aber nicht länger beschäftigen soll.«[6] Uns schon.

Schmunzeln, grinsen, lächeln, prusten. Wie wir lachen

Und deshalb verlasse ich die Heiterkeit und komme zum eigentlichen Lachen. Ich möchte kurz das Feld umreißen, das die folgenden Texte im Detail vermessen werden.
Zunächst zum Lachen als menschlicher Äußerungsform selbst. Es hat viele Formen und Vorformen, vom stillen Lächeln über das Schmunzeln und Grinsen bis zum lauthals herausschallenden Lachen, dem Sich-vor-Lachen-Ausschütten, dem Tränenlachen. Wir kennen viele Arten des Lachens und haben dafür auch ein reiches Vokabular. Interessant ist aber, dass das nicht für die Negativform gilt. Zum Sprechen gibt es das Schweigen, zum Zuhören das Weghören, zum Sehen das Erblinden, das Wegsehen und, im übertragenen Sinne, auch das Absehen von etwas. Warum aber gibt es keinen Terminus für das Nicht-Lachen? Allenfalls bleibt einem das Lachen im Hals stecken, da war es aber auch schon auf dem halben Wege heraus.
Für das Reden gibt es eine Stimme und eine Sprechweise. Das Wort Lachweise hat sich hingegen nicht bei uns eingebürgert, obwohl es auch hier unendlich viele Variationen gibt: keckernd, schallend, hüstelnd, prustend, atemlos … Viele individuelle Variationen gibt es auch bei Klangfarbe, Modulation, Tempo und Rhythmus der Lachstimme. Bei manchem haben wir im Ernstfall das Gefühl, seine Art zu lachen passe nicht zu seinem Charakter. Wie nennen wir aber diese Variationen? Zwar kennen wir das Wort »Lache«, das ist aber eher pejorativ. Schwer vorzustellen, dass wir ergriffen sagen würden: »Ich liebe deine sanfte Lache!«
Diese Dokumentation will keine Form des Lachens ausschließen. Wir wollen uns aber auf das konzentrieren, was man im engeren Sinne darunter versteht: den impulsiven, spontanen Affektausdruck, der unsere ganze Persönlichkeit mit einbezieht – und alles, was ihr als Ausdrucksmittel zur Verfügung steht. Lächeln ist eine Tätigkeit des Gesichtes, das Lachen hingegen bedient sich des ganzen Körpers – auch wenn es sprachlich da Unschärfen geben mag (wie etwa beim »Anlachen«, das meist viel eher ein Anlächeln ist).



Screenshot aus: HERREN IM BAD, LORIOT IV, 1978

Vom Lächerlichen zum Komischen. Was uns zum Lachen bringt

Zu der Frage, wie wir lachen, stellt sich aber auch die Frage, warum wir lachen. Sie ist zugegeben mehrdeutig. Sie kann heißen: Was bringt uns zum Lachen? Aber auch: Welche Funktion hat das Lachen?

Fragen wir zunächst: Was lässt uns lachen? Was ist das Witzige? Lange Zeit wurde es für ein Attribut der Sache gehalten. Wir lachen also über etwas oder jemanden, der komisch aussieht. Wo wir von Lächerlichkeit reden, geht es nicht zwangsläufig, aber oft um Hohn und Spott, ums Auslachen. Eine der ersten Inkarnationen dieser Art zu lachen ist der Schelm, der Trickster, eine ebenso listige (gewitzte!) wie brutale und schadenfrohe Gestalt, die die Philosophin Marleen Stoessel in elf Thesen untersucht. Der Trickster ist ein Kulturverneiner, der erst nachträglich zum Zivilisationshelden wird.

Für Max Horkheimer und Theodor W. Adorno war dann auch das »Lachen bis heute das Zeichen der Gewalt, der Ausbruch blinder verstockter Natur«.[7] Und man wird hier das höhnische Grölen marodierender SA-Truppen mitassoziieren dürfen. Horkheimer und Adorno kennen allerdings auch das versöhnende Lachen, ein »Echo des Entronnenseins aus der Macht«.[8]

Aber man muss nicht zu solchen Extrembeispielen greifen. Auch sonst ist Lachen nicht nur die positive, freudige Lebensäußerung, als die es auf den ersten Blick erscheint. Zum Lachen gehört immer auch das Auslachen, das Verlachen. Das hat der Psychologe Willibald Ruch empirisch untersucht, und er wird hier seine Ergebnisse ausführlich vorstellen.

Lachen werde, schrieb Thomas Hobbes 1651 in seinem *Leviathan*, durch plötzlichen Stolz hervorgerufen und basiere auf der »Wahrnehmung irgendeines Fehlers bei einem anderen«. Diese Wahrnehmung führe dazu, dass »man sich selbst Beifall spendet, indem man sich damit vergleicht«.[9] Noch heute sind wir manchmal ganz praktisch im Banne dieser Theorie. Und damit meine ich nicht nur den andauernden Erfolg von Pleiten-Pech-und-Pannen-Shows im Fernsehen. Man denke vielmehr an die Flut der 1970er- oder 1980er-Jahre-Rückblicke. Sie funktionieren immer nach dem gleichen Schema. Im Studio sitzen einige Gäste, die sich mit und für uns die Musik der Zeit anhören, die Mode jener Jahre ansehen, und man ist sich einig: War das nicht schrecklich? Wie lächerlich diese Leute doch alle aussahen, wie komisch sie sich benommen haben. Das ist durchtränkt von fröhlicher Überheblichkeit, die sich nicht klar darüber ist, dass man in spätestens zehn Jahren über die eigenen Hosen und die heute gängigen Lieder genauso reden wird.

Komisch, das sind die Anderen, und zwar die ganz Anderen. Erinnern wir uns daran, dass das Komische durchaus einer Ständeregel gehorchte. Nie hätte es ein Mann aus dem Volk im antiken oder frühneuzeitlichen Drama zum Helden in einer Tragödie geschafft. Deren Helden waren immer Götter oder zumindest adelig. Für das Volk war die Komödie reserviert; der gemeine Mann durfte sich lächerlich machen, nicht so sehr der Mann, der das Edle schon im Namen führt. Der Edelmann war der Überlegene; gelacht wurde über die »da unten«. Die Perspektive legt dabei der Lachende selbst fest. Noch Charles Baudelaire meint, das Lachen entspringe »der Vorstellung der eigenen Überlegenheit«, und kommentiert dann: »Eine satanische Idee, wenn es je eine gab.«[10]

Manfred Geier nennt diese Art der Theorie dann auch die Superioritätstheorie. Er stellt sie in seinem Buch mit dem allerdings irreführenden Titel *Worüber kluge Menschen lachen* (denn es geht ihm eher darum, was kluge Menschen übers Lachen gesagt haben) einem anderen Ansatz, den er die Inkongruenztheorie nennt, gegenüber.[11] Diese Erklärung setzt statt auf das Lächerliche an sich auf den Kontrast. Sie entstand erst im Laufe des 18. Jahrhunderts, und Geier nennt Francis Hutcheson als ihren Erfinder. »Inkongruenz«, schreibt Geier, »ist nicht lächerlich, sondern komisch; und das evozierte Lachen ist nicht überheblich oder verächtlich, sondern Ausdruck einer *good nature* angesichts wahrgenommener Kontraste in den Dingen.«[12] Aber war Hutcheson nicht auch noch im Banne einer Ständetheorie, wenn er in seinen Beispielen gerade auf den Kontrast von Größe und Würde einerseits und Armseligkeit und Gemeinheit andererseits abzielte? Lachen, schrieb er, entstehe aus der »opposition of dignity and meanness«. Demnach lachen wir, wenn jemand mit großer Würde auftritt, dabei zum Beispiel aber stolpert.

Es war Schopenhauer, der diese Kontrasttheorie verallgemeinert und auf den Punkt gebracht hat: »Das *Lachen* entsteht jedesmal aus nichts Anderm, als aus der plötzlich wahr-

genommenen Inkongruenz zwischen einem Begriff und den realen Objekten, die durch ihn, in irgend einer Beziehung, gedacht worden waren, und es ist selbst eben nur der Ausdruck dieser Inkongruenz.«[13]

Sagen wir es etwas salopper: Komik entsteht aus einem Bruch, aus dem Zusammentreffen zweier Dinge, zweier Verhaltensweisen, die nicht zueinander passen, davon aber nichts wissen. Erinnern wir uns an die beiden nackten Herren fortgeschrittenen Alters, die zusammen in einer Badewanne sitzen und dort Konversation machen, als sei dies das Normalste auf der Welt. Das Symposium, auf das dieser Band zurückgeht, war ja auch als Nachhall zu der Loriot-Ausstellung gedacht, die im Museum für Film und Fernsehen zu sehen war. Da können wir natürlich nicht ohne einen Beitrag zu Loriot auskommen, den Stefan Lukschy freundlicherweise übernommen hat. Wenn er schreibt, Loriot erzeuge Komik nicht durch bunte Jacketts oder große Karos, sondern durch einen tiefen Ernst, in erster Linie repräsentiert durch den seriösen Mann auf dem Sofa oder den Herrn im Stresemann, dann ist das im Sinne der Inkongruenztheorie.

Vom Nutzen und Frommen des Lachens. Über Lachgemeinschaften

Eines sollte man noch hinzufügen. Beim Komischen kommt es wesentlich auch aufs Timing an. Die Inkongruenz, der Bruch, das Herausbrechen aus dem Gebüsch muss zum richtigen Zeitpunkt geschehen. Ein Witz darf nicht zu beiläufig erzählt werden. Der Zuhörer muss auf die Pointe vorbereitet werden, indem er eingestimmt wird. Der Witz muss also einen Spannungsbogen aufbauen – so kurz wie möglich, aber wirkungsvoll. Diese Spannung wird dann mit einem Mal durch die Pointe gelöst. Um mich einmal mehr einer philosophischen Autorität zu bedienen: »Das Lachen ist«, schreibt Immanuel Kant in seiner *Kritik der Urteilskraft*, »ein Affekt aus der plötzlichen Verwandlung einer gespannten Erwartung in nichts.«[14] Manfred Geier nennt das die Entspannungstheorie und stellt sie als dritte Variante neben die Überlegenheits- und die Inkongruenztheorie. Aber ist sie wirklich ein *alternativer* Erklärungsansatz, oder benennt sie nicht vielmehr ein zusätzliches Kriterium? Die Entspannung ist nicht etwas anderes als der Kontrast, sondern braucht ihn durchaus.

Wir wechseln also die Perspektive. Es geht um eine andere Warum-Frage. Nicht mehr darum, was uns lachen lässt, sondern wofür das Lachen gut ist.

Es hat medizinische und psychologische Funktionen, kommunikative und im weiteren Sinne soziale. Psychologisch ist Lachen ein Ausdruck von Fröhlichkeit und Freude, aber manchmal auch von Aggression, Angst oder Verzweiflung. »Gelacht wird«, schreibt die Linguistin Barbara Merziger, »nicht nur als Antwort auf Humorvolles, sondern auch, wenn wir uns höflich begrüßen oder entschuldigen oder einfach, weil andere lachen. Lachen hat einen stark sozialen Charakter und spielt eine besondere Rolle in der Beziehungs- und Interaktionspflege, dient der Herstellung von Intimität. Entgegen der verbreiteten Auffassung eines passiven Antwortcharakters zeigt Lachen ein umfangreiches Funktionsspektrum: Es wird als gefühls- und erkenntnismäßiger Ausdruck wie auch als Kommunikationsmedium intentional eingesetzt.«[15]

Lachen ist also nicht gebunden an einen Witz oder an eine lustige Situation, sondern ein soziales Ereignis. Das ist im Zusammenhang einer Dokumentation wichtig, die *Zum Lachen!* heißt und nicht *Über Humor* oder *Das Lustige*. Barbara Merziger wird diese sozialen Aspekte an einem konkreten Beispiel, nämlich dem Lachen der Frauen, vorstellen.

Um die vielfältigen kommunikativen Bezüge des Lachens geht es auch in dem Beitrag des Filmwissenschaftlers Julian Hanich, der sich mit der Frage nach den Funktionen des Lachens im Kino beschäftigt. Das Besondere daran ist, dass man nicht für sich lacht, sondern in einer größeren Gruppe. Bei Kabarettsendungen oder Comedys lacht man allein vor dem Fernseher oft nicht so herzhaft wie das Publikum im Studio. Hier werden offensichtlich lachverstärkende Signale ausgesendet, mit denen sich die Anwesenden gegenseitig anfeuern. So analysiert Julian Hanich jenseits der sozialen Großfunktionen des Lachens gewissermaßen dessen Mikro-Funktionen im abgedunkelten Kinosaal. Hier wird nicht nur über den Inhalt des Films gelacht, sondern auch mit dem Ko-Publikum – um Einverständnis zu signalisieren oder sich abzugrenzen, teilweise aber auch, um ein überwältigendes Geschehen abzuwehren.

Lachgemeinschaften gibt es aber nicht nur im Kino, sondern auch dort, wo ihre Mitglieder nicht unmittelbar an einem Ort versammelt sind, wie etwa beim Fernsehen. Die Essayistin Barbara Sichtermann betrachtet das deutsche Fernsehen von Harald Schmidt und Olli Dittrich über Helge Schneider und Mario Barth bis zu Atze Schröder. Unter dem Titel *Humor markiert Milieus* erinnert sie daran, dass das Lachen nicht nur abhängig ist von dem Milieu, in dem es aufwächst, sondern dass es andererseits auch dazu beiträgt, bestimmte Milieus zu erschaffen. Der angloamerikanische Schriftsteller und Literaturwissenschaftler Carey Harrison wird dann eine transatlantische Parallele ziehen und die Entwicklung des Humors im amerikanischen Fernsehen von seinen harmlosen Frühformen wie I LOVE LUCY (USA 1951–1957) oder THE HONEYMOONERS (USA 1955–1966) bis zu heutigen, viel bissigeren, teils sogar verletzenden Serien wie SOUTH PARK (USA 1997 ff.) oder FAMILY GUY (USA 1999 ff.) beleuchten.

»… weißes, rotes, gelbes Lachen«. Kulturen des Lachens

Gibt es einen spezifischen Unterschied zwischen deutschem und amerikanischem Humor? Lacht man diesseits des Atlantiks anders als jenseits? Das führt fast zwangsläufig zu einer Frage, mit der wir bei bisher allen Tagungen der Reihe *Passions in Cultures* konfrontiert waren. Ist denn das (was immer gerade zur Diskussion steht) nicht etwas allgemein Menschliches? Haben nicht alle Menschen Angst, sind nicht alle Menschen zuweilen zornig? Ist Lachen nicht eine universelle Sprache? Diese Fragen sind ungefähr so sinnvoll wie die Frage, ob nicht Haare etwas universell Menschliches seien. Natürlich haben wir alle Haare – irgendwo. Aber die Frisuren unterscheiden sich doch gewaltig.

Genau genommen müsste hier eine ganze Reihe von Untersuchungen über national oder kulturell unterschiedliches Lachen angeschlossen werden. Da uns aber dafür der Platz fehlt und der Schwerpunkt dieses Bandes naturgemäß auch auf Film und Fernsehen liegt, haben

wir uns mit Harald-Alexander Korps Beitrag *pars pro toto* auf die Funktion des Humors im Islam beschränkt. Ohnehin glaubten wir ein paar allzu offensichtliche andere Beispiele, die bei diesem Thema meist genannt werden, wie etwa den berühmten englischen Humor, mit gutem Gewissen auslassen zu dürfen. Wir ersparen den Lesern also auch eine Analyse von DINNER FOR ONE (BRD 1963; Regie: Heinz Dunkhase), das ja bekanntlich ohnehin britischer Humor speziell für Deutsche ist.

Allerdings war der Silvester-Klassiker wohl eine der ersten Sendungen, die eine spezielle Eigenart angelsächsischen Fernsehens nach Deutschland importierten: das fingierte Publikum, das Lachen aus der Konserve. Der Sketch gibt zumindest noch vor, ein Theaterstück zu sein. Und das führt uns zu einer Besonderheit der Bühnensituation. Theater und Kino eint zwar, dass der einzelne Zuschauer nicht allein für sich ist, sondern in einer interagierenden Gemeinschaft, im Theater entsteht aber darüber hinaus noch eine andere Bindung: die zwischen Zuschauerraum und Bühne. Der Schauspieler nimmt die – äußere und innere – Bewegung des Publikums wahr und reagiert darauf. Früher kannte man die Claqueure, bezahltes Publikum, das auf Bestellung klatschte. Ein Pendant dazu wäre der bezahlte Lacher. Das übernehmen inzwischen eben jene Tonkonserven – aber wie wenig elegant ist das doch, verglichen mit einem echten, menschlichen Lachanimateur.

Ein inzwischen fast vergessener deutscher Literaturnobelpreisträger hat ihm früh schon ein Denkmal gesetzt. Heinrich Böll hat in einer Glosse 1952 den Lacher zu Wort kommen lassen: »Ich bin ein guter, bin ein gelernter Lacher, kein anderer lacht so wie ich, keiner beherrscht so die Nuancen meiner Kunst. Lange Zeit habe ich mich – um lästigen Erklärungen zu entgehen – als Schauspieler bezeichnet, doch sind meine mimischen und sprecherischen Fähigkeiten so gering, daß mir diese Bezeichnung als nicht der Wahrheit gemäß erschien: ich liebe die Wahrheit, und die Wahrheit ist: ich bin Lacher. Ich bin weder Clown noch Komiker, ich erheitere die Menschen nicht, sondern stelle Heiterkeit dar: ich lache wie ein römischer Imperator oder wie ein sensibler Abiturient, das Lachen des 17. Jahrhunderts ist mir so geläufig wie das des 19., und wenn es sein muß, lache ich alle Jahrhunderte, alle Gesellschaftsklassen, alle Altersklassen durch: ich hab's einfach gelernt, so wie man lernt, Schuhe zu besohlen. Das Lachen Amerikas ruht in meiner Brust, das Lachen Afrikas, weißes, rotes, gelbes Lachen – und gegen ein entsprechendes Honorar lasse ich es erklingen, so wie die Regie es vorschreibt.«

So wie die Regie es vorschreibt: auf der Bühne oder im Zuschauerraum. Der Lacher ist erfolgreich, denn er beherrscht auch das ansteckende Lachen: »… ich sitze fast jeden Abend in den Varietés herum als eine subtilere Art Claqueur, um an schwachen Stellen des Programms ansteckend zu lachen. Es muß Maßarbeit sein: mein herzhaftes, wildes Lachen darf nicht zu früh, darf auch nicht zu spät, es muß im richtigen Augenblick kommen – dann platze ich programmgemäß aus, die ganze Zuhörerschaft brüllt mit, und die Pointe ist gerettet.«[16]

Viele der Motive, die ich angesprochen habe, finden sich schon in der Selbstbeschreibung dieses professionellen Lachers. Die Geschichte endet, wie sie enden muss: in Melancholie. Zu Hause kann der Lacher nicht mehr lachen. Wie dann Jahre später der *Stimmenimitator* von Thomas Bernhard auf Wunsch alle Stimmen vorzüglich imitieren kann, nur eine einzige nicht: seine eigene, so schließt auch Bölls Lacher schon: »So lache ich auf vielfältige Weise, aber mein eigenes Lachen kenne ich nicht.«[17]

Anmerkungen

1 Friedrich Schlegel: »Kritische Fragmente«, Nr. 90, in: ders., *Kritische Schriften und Fragmente*, Paderborn u. a. 1988, Bd. 1, S. 246.

2 Lucius Annaeus Seneca: *De Constantia Sapientis / Von der Standhaftigkeit des Weisen*, in: ders., *Philosophische Schriften*, Bd. 1, Darmstadt 1995, S. 67/69.

3 Friedrich Schiller: »Das Ideal und das Leben«, in: ders., *Werke in drei Bänden*, Bd. II, Darmstadt 1984, S. 702.

4 Adolph Freiherr Knigge: *Vom Umgang mit Menschen*, I, 1, 15, zit. nach Harald Weinrich: *Kleine Literaturgeschichte der Heiterkeit*, München 2001, S. 29.

5 Johann Gottfried Seume: *Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802*, München 1991, S. 96, zit. n. Weinrich, Heiterkeit, S. 30 f.

6 Weinrich, Heiterkeit, S. 31.

7 Max Horkheimer, Theodor W. Adorno: *Dialektik der Aufklärung*, in: Th. W. Adorno: *Gesammelte Werke*, Frankfurt a. M. 1999, Bd. 3, S. 96.

8 Ebd., S. 162.

9 Thomas Hobbes: *Leviathan oder Stoff, Form und Gewalt eines bürgerlichen und kirchlichen Staates*, Frankfurt a. M., Berlin, Wien 1976, S. 44.

10 Charles Baudelaire: »Über das Wesen des Lachens«, in: ders., *Sämtliche Werke / Briefe*, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1977, S. 290.

11 Manfred Geier: *Worüber kluge Menschen lachen. Kleine Philosophie des Humors*, Reinbek bei Hamburg 2007, S. 146 ff.

12 Ebd., S. 155.

13 Arthur Schopenhauer: *Die Welt als Wille und Vorstellung*, in: ders., *Sämtliche Werke*, Bd. 1, Stuttgart, Frankfurt a. M. 1968, S. 105.

14 Immanuel Kant: *Kritik der Urteilskraft*, B 226, in: ders., Werkausgabe, hrsg. v. Wilhelm Weischedel, Bd. X, Frankfurt a. M. 1979, S. 273.

15 Barbara Merziger: *Das Lachen von Frauen im Gespräch über Shopping und Sexualität*, Berlin 2005, S. 1, publiziert unter http://www.diss.fu-berlin.de/diss/receive/FUDISS_thesis_ 000 000001869.

16 Heinrich Böll, *Nicht nur zur Weihnachtszeit*, München 1966, S. 40 f.

17 Ebd., S. 42.

Lächeln wie Mona Lisa, kichern wie ein Schulmädchen, grinsen wie ein Honigkuchenpferd. Es gibt viele Formen und Vorformen des Lachens: vom milden Schmunzeln eines Loriot bis zum Lachflash bei Stefan Raab.

Gute Witze sitzen im Gebüsch und brechen aus dem Hinterhalt hervor. Andererseits reizt nichts so sehr zum Lachen wie das Vor-Lachen: Deshalb wohl werden in amerikanischen Comedies virtuelle Zuschauerlacher eingespielt.

Dass Lachen gesund sei, weiß von alters her der Volksmund. Psychologie und Medizin scheinen das heute zu bestätigen. Doch so einfach ist es auch wieder nicht: Denn zum Anlachen kommt immer auch das Auslachen hinzu, zur heiteren Ausgelassenheit, zum unverfänglichen Scherz immer auch die bittere Satire, die beißende Ironie, die verletzende Karikatur. Scherz, Satire, Ironie – Wissenschaftler und Praktiker spüren der tieferen Bedeutung des Lachens nach:

Dr. Marleen Stoessel (Kulturpublizistin), Prof. Dr. Willibald Ruch (Persönlichkeitspsychologe, Universität Zürich), Dr. Barbara Merziger (Linguistin und Sexologin), Harald-Alexander Korp (Religionswissenschaftler), Barbara Sichtermann (freie Autorin), Stefan Lukschy (Autor und Regisseur), Dr. Julian Hanich (Filmwissenschaftler, Freie Universität Berlin), Prof. Carey Harrison (Literaturwissenschaftler, City University New York), Dr. Rüdiger Zill (Philosoph, Einstein Forum).